

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Band: 26 (1932)
Heft: 20

Artikel: Wie einer seine Mutter suchte [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-927071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wangen der Aepfel sich röten, läßt den guten Röhren die Wiesen grünen, hört ihrer Glocken freundlich Geläute und sieht dem muntern Treiben der Hüterbuben zu, wie sie Aepfel braten und Kartoffeln an ihren Weidefeuern.

Wenn dann noch Sonntag ist auf Erden, ein friedlich schöner Sabbat in der Sonne Schein, mit blanken Röhren auf der Weide, gepußten Mädchen auf den Straßen, sonst aber so still und feierlich, — da ist es wirklich, als sei man im Paradiese, als nahe man sich den Pforten, welche in den ewigen Sabbat führen.

Jeremias Gotthelf.

Zur Unterhaltung

Wie einer seine Mutter suchte.

(Fortsetzung.)

Morgens vier Uhr, beim Sternenlicht, setzte sich die lange Reihe der Wagen mit großem Lärm in Bewegung. Jeder Wagen war von sechs Ochsen gezogen. Dem Zuge folgte eine große Zahl von Tieren zum Wechseln. Der Knabe, zuerst vom Lärm halb erwacht, schlief auf den Säcken sofort wieder ein. Als er wieder erwachte, hielt der Zug an einem einsamen Orte. Alle Männer saßen im Kreise herum. An einem langen, in die Erde gesteckten Spieß hing der Viertel eines Kalbes über einem großen Feuer. Die Männer aßen und schliefen nachher. Später reiste man dann weiter. So wurde die Reise fortgesetzt, regelmäßig, wie ein militärischer Marsch. Jeden Morgen setzten sie sich um fünf Uhr in Bewegung. Um neun Uhr wurde Halt gemacht, um fünf Uhr abends weitergereist und um zehn Uhr wieder Halt gemacht. Die Treiber waren zu Pferde und trieben die Ochsen mit langen Stacheln.

Der Knabe zündete das Feuer für den Braten an, gab dem Vieh zu fressen, reinigte die Laternen und trug Trinkwasser herbei. Die Gegend zog an ihm vorüber: weite Wälder mit kleinen, braunen Bäumen, Dörfer mit wenigen zerstreuten Häusern, große Flächen weiß wie Salz, auf allen Seiten unaufhörlich Ebene, Einöde, Stille. Sehr selten trafen sie zwei oder drei Reisende zu Pferde an. Ihnen folgte eine Herde lediger Pferde, die wie ein Wirbelwind im Galopp vorbeisauseten. Die Tage gingen unendlich langsam vorbei, eintönig, langweilig. Aber das Wetter war schön.

Gingegen behandelten die Ochsentreiber den Knaben immer schlechter. Alle ließen sich von ihm bedienen. Er mußte sehr schwere Lasten von Futter tragen. Sie schickten ihn in große Entfernungen, um Wasser zu holen. Er war ganz übermüdet. So konnte der Arme nicht einmal des Nachts schlafen. Fortwährend wurde er gestört von dem heftigen Rütteln des Wagens und von dem Knarren der Räder und der hölzernen Achsen. Zum Ueberfluß erhob sich ein Wind. Ein feiner, rötlicher Staub drang in den Wagen, kam ihm unter die Kleider, füllte ihm Augen und Mund, erschwerte ihm Sehen und Atmen und wurde auf die Dauer unerträglich lästig. Schwach von den Mühen und der Schlaflosigkeit, zerrissen und schmutzig, ausgescholten und schlecht behandelt vom Morgen bis zum Abend, kam der arme Knabe jeden Tag mehr herunter. Nur der Meister gab ihm von Zeit zu Zeit einige gute Worte, die ihn trösteten. Oft weinte er ungesehen in einem Winkel des Wagens. Jeden Morgen erhob er sich schwächer und mutloser, wenn er die Gegend betrachtete und immer diese unendliche Ebene vor sich sah. Dann sagte er zu sich: O diesen Abend erlebe ich nicht! Heute sterbe ich auf dem Weg.

Und die Mühen wuchsen; die schlechte Behandlung verdoppelte sich. Eines Morgens hatte er sich beim Wasserholen verspätet. Da schlug ihn einer der Männer in Gegenwart des Meisters. Nun wurde es immer ärger. Wenn sie ihm einen Befehl erteilten, gaben sie ihm gleich eine Ohrfeige. Das Herz brach ihm. Er wurde krank. Drei Tage lag er im Wagen unter einer Decke, vom Fieber geschüttelt. Niemand sah zu ihm als der Meister, der ihm einen Trunk reichte und ihm den Puls fühlte. Und nun glaubte er sich verloren, rief verzweifelt nach seiner Mutter, sie hundertmal beim Namen nennend: O Mutter! Mutter! Hilf mir! Komm mir entgegen; denn ich sterbe. O meine Mutter, ich werde dich nie mehr sehen! Meine arme Mutter, du wirst mich tot auf der Straße finden! Und er faltete die Hände auf der Brust und betete. Dann wurde es besser mit ihm, dank der Sorge des Meisters; und er wurde gesund.

Aber mit der Genesung näherte sich auch der schlimme Tag, der Tag, an dem er allein bleiben sollte. Seit mehr als zwei Wochen befanden sie sich unterwegs. Nun kamen sie an den Punkt, wo die Straße nach Tucuman abzweigte. Der Meister kündigte ihm an, daß sie sich trennen müßten. Er gab ihm einige Aufklärungen über den Weg, band ihm seinen Sack auf die Schulter

und verabschiedete sich mit kurzen Worten. Sicher war er im Herzen gerührt, wollte es aber nicht zeigen. Auch die andern Männer, die ihn so grausam behandelt hatten, schienen Mitleid zu empfinden. Sie winkten ihm noch lange Lebewohl zu, als er sich entfernte. Marco erwiderte den Gruß mit der Hand. Er sah dem Zuge nach, bis er sich im roten Staub der Ebene verlor. Dann setzte er traurig seinen Weg fort.

Eines jedoch tröstete ihn von Anfang an. Er sah nun eine mächtige, hohe, blaue Kette von Bergen mit weißen Gipfeln vor sich. Das erinnerte ihn an die Alpen, und es war ihm, als ob er sich der Heimat näherte. Es waren die Anden, die ungeheure Bergkette, die sich vom Feuerland bis zum Eismeer hinstreckt. In großen Entfernungen stieß er auf kleine Häusergruppen mit einem schmutzigen Laden, wo er etwas zu essen kaufte. Er traf Männer zu Pferde an. Er sah oft Frauen und Kinder unbeweglich auf der Erde sitzen. Ihre Gesichter waren erdfarbig, die Augen schief und die Backenknochen vorstehend. Sie betrachteten ihn steif und verfolgten ihn mit dem Blicke, indem sie den Kopf langsam drehten wie Automaten. Das waren Indianer. (Fortsetzung folgt.)

Zur Belehrung

Barry.

Vor vielen Jahren war es. Da zog eine Familie über den Sankt Bernhard nach Italien, Vater, Mutter und Kind. Vier Jahre alt war das Kind, und die Mutter trug es sorgfältig in ihren Armen. Der Vater führte den Esel mit dem Gepäck am Zaum. Ueber den Bergen lag ein tiefblauer Himmel, und die Sonne brannte auf die Wanderer. Aber plötzlich änderte sich das Bild. Der Himmel bedeckte sich mit Schneewolken, ein heftiger Sturm setzte ein. Verschwunden waren die Berge vor ihren Augen. Die Luft war voll Schnee. Ein eifiger Wind wehte den Wanderern ins Gesicht. Die Mutter wollte gerade das Kind in die Decken einwickeln. — Da fühlten sich die Wanderer aufgehoben und fortgeschleudert. Eine Lawine war niedergegangen und hatte sie begraben.

Nicht weit von der Unglücksstelle steht ein Hospiz. Mönche wohnen darin, nehmen die Reisenden auf, geben ihnen warmes Wasser und sorgen für sie.

Das Schneegestöber war bald vorbei, so schnell wie es gekommen war. Rein und klar lagen die Berge wieder da. Da öffnete der Pförtner (Türhüter) des Hospizes wieder die Tür und ließ einen starken Hund heraus, groß, mit breiter Brust, mit langer Rute und langen Haaren. Das war Barry. An seinem Hals hing ein Körbchen mit Brot und Wein. Auf seinem Rücken trug er warme Wolldecken. Barry machte sich auf seinen Weg, den er jeden Tag öfters machte. Er ging die Paßstraße entlang. Jetzt blieb er stehen. Er prüfte die Luft, er schnupperte am Boden. Hatte er etwas gewittert? Wahrscheinlich, denn Barry kletterte mühsam die Schlucht hinab. Jetzt scharrte er mit seiner mächtigen Pfote den Schnee weg. — Jetzt grub er vorsichtiger, langsamer. Da — kam etwas zum Vorschein — das Kind. Barry begrüßte es mit lautem Gebell. Er wedelte mit dem Schwanz vor Freude. Aber das Kind erschreckte; denn es hatte noch nie einen so großen Hund gesehen. Es weinte und schrie nach der Mutter. Aber Barry war so freundlich und so froh, daß das Kind Vertrauen zu dem Hunde bekam. Barry bot ihm sein Körbchen an. Aber das Mädchen konnte es nicht aufmachen. Es konnte auch die Decken nicht losmachen, und mitgehen konnte es auch nicht. Barry war in Verlegenheit. Was sollte er machen? Da legte er sich auf den Boden, gerade vor das Mädchen hin. Dieses kletterte auf den Rücken von Barry, und stolz trabte der Hund zum Hospiz hin. Hier zog er die Glocke. Der Pförtner kam und nahm ihm die Last ab. Er wollte Barry belohnen und ihm süße Milch geben. Aber Barry nahm sie nicht. Er bellte und heulte. Da wußte der Pförtner, daß noch mehr Leute verschüttet waren. Er rief ein paar Mönche herbei, und diese zogen mit Schaufeln und Hacken hinaus auf die Unglücksstätte. Barry führte sie, und bald waren auch Mann und Frau gerettet. Nur der Esel blieb unauffindbar.

So hatte Barry diesen Menschen das Leben gerettet. Aber noch mehr. Nicht nur drei, sondern mehr als 40 Menschen verdanken ihm ihr Leben. Und wie starb Barry? Eine Lawine hat ihn begraben, als er nach Verschütteten suchte. Ehre seinem Andenken!

